

NORBERT MILLER

MÖRIKE

Bernhard Zeller, dem ehemaligen Direktor des Schiller Nationalmuseums und Deutschen Literaturarchivs, zum 19. September 2004

Der große Theoretiker eines utopischen Sozialismus in der Kultur, Georg Lukács, dem zu seiner Berufung als Literaturpropheten nur der Sinn für Literatur fehlte, hat Eduard Mörike einmal als Beispiel für die »niedlichen Zwerge« angeführt, die von der bürgerlichen Geschichtsschreibung an die Stelle eines wahrhaft bedeutenden und engagierten Lyrikers wie Heinrich Heine zu stellen pflege. Clemens Brentano und Joseph von Eichendorff mag er gleich mit im Blick gehabt haben. Jüngst haben weithin bekannte Literaturkritiker dieses Urteil wieder aufgenommen und den Dichter zu einem schwäbischen Lokalereignis erklärt, von dem man außer ein paar Gedichten und einer späten Novelle – beides Ereignisse wider Willen! – nichts mehr zu lesen brauche. Ein paar frühe Gedichte: *An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang, In der Frühe, Im Frühling, Besuch in Urach, An eine Äolsharfe* (schon nicht der Peregrina-Zyklus im ohnehin überschätzten *Maler Nolten!*) und, gegebenenfalls *Mozart auf der Reise nach Prag* – das muß ausreichend sein in einer Zeit, die über einen eng bemessenen literarischen Kanon nachdenkt, um sich den Rest vom Hals zu schaffen, und in der ein lächerlicher Prospekt über Kultur auf einen Blick bereits eine nationale Krise auszulösen imstande ist. Muß man da nicht mit Beklommenheit die lange Reihe der wunderbar auf wunderbares Papier gedruckten Bände betrachten, in denen uns heute, im Text liebevoll betreut und von monumentalen Kommentaren begleitet, die Summe dessen präsentiert wird, was wir von und über den Dichter Eduard Mörike wissen. Als vor drei Jahren die Ausgabe der *Collected Works of Samuel Taylor Coleridge* abgeschlossen wurden, charakteristischerweise mit den sechs Bänden seiner Dichtungen, war das ein weit über den angelsächsischen Sprachraum hinaus gefeiertes Ereignis. Auch er eigentlich der Autor einer Handvoll unverlierbarer Gedichte, in denen die englische Sprache eine vorher nur von Shakespeare erreichte Höhe magischer Selbststengrenzung erlangt hatte! Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, den über viele Jahre forschenden Herausgebern die angestrebte Vollständigkeit aller Schriften, Traktate, Aufsätze und Marginalien vorzuwerfen und hämisch auf den Abstand dieser Pflege eines in sich unendlich angelegten Werks zu den ins breiteste Bewußtsein gedrunghenen Einzelgedichten hinzuweisen. Der Rang eines Dichters muß der Maßstab für jede historisch-kritische Ausgabe bleiben. Das ist unstrittig. Steht dieser unter den Einsichtigen – und Unverstand oder Taubheit sind einmal nicht belehrbar –, dann hat eine Edition die Aufgabe das Einzigartige der Erscheinung aus allen erreichbaren Quellen, wenn schon mit Augenmaß, sichtbar zu machen. Aus festlichem

Anlaß ziehen wir heute eine Bilanz, die von der endgültigen kaum noch unterschieden sein wird.

Bernhard Zeller hat selbst im ersten Band seiner schönen *Marbacher Memorabilien* die Vorgeschichte und die Entstehung der *Mörrike-Ausgabe* erzählt, bescheiden, sachlich und aller Anekdotik abgeneigt. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg hatte es Bemühungen gegeben, den zahlreichen Sammel- und Auswahl-Editionen eine neue und verlässliche Grundlage zu geben. Die kritische Erfassung der Briefe Mörrikes durch Friedrich Seebaß hatte 1938/1939 erkennen lassen, wie unzureichend wir über diesen ganzen Bereich unterrichtet waren. Doch erst in den inzwischen legendären Sitzungen der Germanistischen Kommission bei der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft (DFG), in denen der junge Direktor von Marbach damals schon seine außerordentliche Sachkenntnis, sein Organisationsgenie und seine Beweglichkeit im Aufspüren von finanziellen Ressourcen unter Beweis stellte, tauchte auch Eduard Mörrike unter den Namen auf, denen eine historisch-kritische Ausgabe gelten sollte. Dennoch war es ein privates, langsam in planende Rage geratendes Gespräch zwischen ihm und Hans-Henrik Krummacher – es fand am 20. Mai 1961 in Köln statt –, an dessen Ende nicht nur der Entschluß zum Unterfangen feststand, sondern auch die Grundsätze des Verfahrens. Krummacher hatte in zwei Studien zur Überlieferung sowie zu Chronologie und Textgeschichte der Gedichte nachgewiesen, daß die Probleme einer künftigen Briefausgabe auch für die Gedichte sich stellten. Und das in noch verstärktem Maße. Von diesen beiden Komplexen aus, die untereinander untrennbar verbunden waren, mußte der Werkbestand insgesamt überprüft werden »unter Auswertung der gesamten handschriftlichen und gedruckten Überlieferung«, wie es im ersten Prospekt der Ausgabe hieß. Noch im gleichen Jahr wurden die Pläne, an denen sich jetzt auch ein so glänzender Kenner wie Herbert Meyer und Wilhelm Hoffmann als DFG-Mitglied beteiligten, mit dem damaligen Kultusminister Gerhard Storz besprochen und die historisch-kritische Ausgabe am 30. Oktober 1962 im Stuttgarter Neuen Schloß in feierlicher Sitzung aus der Taufe gehoben. Seitdem, seit mehr als vierzig Jahren, hat die Mörrike-Arbeitsstelle die wechselnden Geschehnisse der Gesamtausgabe betreut. Selbstverständlich mit rasch anwachsender Zuverlässigkeit im Systematischen, damit freilich auch mit größerer Skepsis gegenüber der Unfehlbarkeit des Einzelherausgebers. Die drei Bände des *Maler Nolten*, die Herbert Meyer in den Jahren 1967, 1968 und 1971 herausgab und an den Anfang des Unternehmens stellte, waren wie der erste Briefband noch getragen von der auswählenden Leidenschaft eines langen privaten Forscherlebens, das sich im Apparat ein eigenes, nicht leicht übertragbares Verfahren angeeignet hatte. Wie sehr aber haben wir diese ersten Bände geliebt, mit welcher Begeisterung im Vergleich der Fassungen den Herausgeberwinken gehorcht! Und wie herrlich sahen schon diese ersten Bücher aus, das Versprechen auf zwölf weitere! Fein abgestuft die Farbdifferenz zwischen den Leinenbänden und den dunkleren Schutzumschlägen, die natürlich bei einem schönen Buch unabdingbar dazugehören! Wie bei der *Hölderlin-Ausgabe* war auch bei der von Mörrike die Buchgestaltung von Anfang an mit ins Kalkül gezogen. Wie langer Überlegungen bedurfte es nicht, ehe sich der Verlag Ernst Klett und die Offizin Scheuffele unter dem großen Carl Keidel mit Marbach über die Wahl der Drucktype – zu meinem damaligen Bedauern war es nicht die Walbaum, sondern die *Dante an-*

tiqua – einigten! Mit welcher Sorgfalt wurde nicht für den Text, für die Varianten und den Kommentar das Layout bis in die kleinsten Feinheiten festgelegt! Da bahnte sich, aus alter schwäbischer Tradition jener großartige Umgang mit der Buchkunst an, der unter der Ägide Friedrich Pfäfflins und bis heute die Marbacher Ausstellungskataloge und Publikationen auszeichnet. Den weiteren Bänden stellten sich äußere und innere Probleme und Mißgeschicke entgegen, der allzu frühe Tod Wilhelm Bausingers, dessen philologischer Furor für den Beginn einer solchen Edition so wichtig gewesen wäre, die biographischen und die Laufbahn-Veränderungen der Bearbeiter, denen nun einmal jedes solche Projekt unterworfen ist, freilich auch die aus der Überfülle der Zeugnisse und Einsichten herrührenden und von Jahr zu Jahr wachsenden Entscheidungsschwierigkeiten. So kam es – ohne auf die lange Erfolgs- und Leidensgeschichte näher einzugehen –, daß die vom Publikum lebhaft erwarteten Werkbände nicht im erwarteten Rhythmus erscheinen konnten, sondern statt der Gedichte und Erzählungen erst, in geziemendem Abstand, die scheinbaren Parerga ans Licht traten: die drei Bände der Übersetzungen, in denen Ulrich Hötzer auf subtile Weise der Nachweis gelang, wie Eduard Mörike durch oft minimale Eingriffe in Bestehendes die fremde Welt – die der Bukoliker vor allem – in seine eigene, vor dem Draußen abgeschirmte Gegenwelt hineinzuziehen vermochte, dann die nie vorher ernsthaft bedachte Leistung Mörikes in der Bearbeitung und Anverwandlung der Gedichte seiner Freunde Wilhelm Waiblinger und Karl Mayer, die Hans-Ulrich Simon in großartigem Zugriff aus den Quellen sichtbar zu machen mußte. Und schließlich begann, beinahe unbemerkt, die Edition der Briefe mit dem ersten, noch hauptsächlich von Bernhard Zeller mit Anneliese Hoffmann verantworteten Band und schritt dann, während wir auf die Gedichte warteten und gelegentlich streng unseren Freund Hans-Henrik Krummacher anschauten, stetig bis heute voran.

Zögernd nur habe ich mich diesen Briefen genähert. Wie tief die Freundesbriefe, mehr noch als die in sich verschlüsselten Liebesbriefe mit dem Werk verbunden sind, war natürlich jedem Mörike-Leser seit jeher klar. Wer die von Karl Fischer und Rudolf Krauß betreute Auswahlgabe oder die beiden klugen Sammlungen von Friedrich Seebaß besaß, hütete die Bände wie seinen Augapfel und hoffte auf mehr. In der Tat, als 1982 bei Ernst Klett der erste Briefband erschien, herausgegeben von Bernhard Zeller und Anneliese Hoffmann, konnten die Editoren stolz verkünden, daß durch die intensive Sammeltätigkeit der Marbacher Arbeitsstelle der Bestand von damals 1954 Briefen um mehr als ein Drittel über das von Seebaß bibliographisch erfaßte Briefwerk angewachsen war. Im Laufe der Jahre kamen weitere zweihundert Briefe dazu. Dieser *embarras de richesse* mußte niemand erschrecken. Allein der rasch anschwellende Kommentar-Aufwand – in den ersten beiden Bänden noch beinahe ängstlich eingestanden – nahm danach imponierende, auf den ersten Blick freilich auch beunruhigende Dimensionen an. Waren erst sechs Bände vorgesehen, so liegen nun bald zehn vor, wuchtige Volumina, die das heroische Format der *Mörike-Ausgabe* ganz ausfüllen. Müssen wir die – sicher mühsam zu erschließenden – Lebensläufe aller entfernten Verwandten, aller dieser Freunde aus dem Stift auf ihrem Weg vom Pfarradjunkten zum Konsistorialrat, alle diese Zufallsnachbarschaften an den wechselnden Verbannungsorten des widerwilligen Seelsorgers so genau kennen? Muß für jeden eng umgrenzten Vorgang, muß für

jede Stimmungsschwankung aus nichtigem Anlaß, muß für die Konstellationen, die sich von Brief zu Brief verändern, der gleiche Apparat in Gang gesetzt werden, wie bei den größten und rätselhaftesten Gedichten? *Ja, ja, und dreimal ja*. Das alles muß sein. Das alles haben die Herausgeber früh im Prinzip durchschaut, das alles ist unter den segensreichen Händen von Hans-Ulrich Simon – ein wahrer Magier in der Aufhellung verdeckter Bezüge – und seiner Mit-Editoren Albrecht Bergold, Bernhard Thurn und jetzt Regina Cerfontaine bewundernswürdig in Szene gesetzt. Je länger, je tiefer ich in diese wiedererschlossene Gegenwart Mörikes eintauchte, umso mehr begriff ich, daß nur in so rückhaltloser Versenkung in die Zeit- und Sprachverhältnisse das Einzigartige an Eduard Mörikes Erscheinung zu fassen war.

Dazu gehört der frühe Entschluß, Wörter und Begriffe aus Mörikes Umwelt, vor allem aus dem theologischen Bildungszusammenhang der Seminar- und Stiftszeit in einem eigenen Glossar zusammenzufassen. Dazu gehört die ständige Aufmerksamkeit für den individuell abweichenden Sprachgebrauch oder Tonfall einer scheinbar beiläufigen Briefwendung und für die verdeckte Anspielung. Nichts aber ist auf Dauer so eindrucksvoll, auch beglückend wie die wachsende Vertrautheit mit Mörikes Familie und mit seinen Freunden. Die dichtenden Jugendfreunde Wilhelm Waiblinger, Ludwig Amandus Bauer und der ihm zeitlebens am nächsten stehende Johannes Mährlen treten von Band zu Band lebendiger neben Mörike, umgeben von einer immer wachsenden Zahl herzdrängender, Sympathie oder Abwehr herausfordernder Lebensgefährten, auf die es in Briefen sich einzustellen galt. Nur wenn man allen diesen Spuren gründlich nachgeht – und das bedeutete in diesem Fall die biographisch-erzählerische Erfassung von mehreren hundert Lebensläufen! – nur wenn man in jedem Augenblick die Netze sehen kann, die seine Familie, sein Freundeskreis, das theologische Herkommen und die Denkgewohnheiten in einer quieszierten kulturellen Öffentlichkeit über ihn warfen, wird man Eduard Mörikes Leben und Werk, eins vom andern nicht zu trennen, als den heroischen Versuch begreifen, der auferlegten Idylle sich in einen tragischen Untergang zu entziehen. Er empfand noch spät die Verlockung, aus den Ketten auszubrechen, in denen er sich oft genug vor den Gefahren der Freiheit zu bergen suchte. Umgekehrt waren der gesellige Humor und die Freude am Maskenspiel oft genug die Rettung in der wachsenden Dürre der Existenz. In solcher Weltvernichtung auf Probe konnten, dem freieren Jean Paul nicht unähnlich, die unheimlichen Verklärungszustände der Dichtung weiterbestehen. *Erinna an Sappho* wäre ohne die Vertrautheit alltäglicher Begegnungen nicht denkbar. Das nervös beobachtete Verrinnen des Kreislaufs fahler werdender Jahreszeiten wird unmerklich zum Äquivalent der von ihm in Übersetzungen und Bearbeitungen heraufbeschworenen Welt klassischer Bukolik und ihrer melancholischen Todesbeschwörung.

Die letzten Briefbände sind in ihrer eindringlichen Kommentierung, die an keiner Stelle deutend auf den Text einwirken will, so unheimlich, so aufregend wie die früheren, die durch die Nähe zu den Jugendgedichten und zum *Maler Nolten* scheinbar unmittelbarer zum Leser sprechen. Gewiß, keiner dieser ritualisierten, von Vermeidungsstrategien beherrschten Briefe hat jene gespenstisch-hellsichtige Offenheit im Geheimnis wie die aus Mörikes Jugendzeit – wie der nicht abgeschickte Trennungsbrief, in dem er sich von Wilhelm Waiblinger und von einem Teil sei-

ner selbst trennt, wie die Schilderung des untergeduckten Halbschlummers im verregneten Garten der Schwester, während draußen Peregrina vergeblich auf ihn wartet, und wie manche der Briefe an Luise Rau –, aber viele dieser späten Äußerungen an die literarischen Weggefährten Karl Mayer und Friedrich Theodor Vischer öffnen für einen Augenblick den Abgrund, aus dem die Herrlichkeit dieser Poesie und die Angst vor dem Verstummen gleichermaßen hervordrang. Wen müßte nicht der Satz an Paul Heyse schaudern machen: »Wenn ich so Etwas je verdiene, so ist es ganz gewiß darum, weil ich mit reiner Freude zusehen kann, wie Andere, Jüngere, mit vollen Segeln fahren und das erwünschte Ziel erreichen, während ich, früh auf den Sand gelegt, dahinten bleiben muß«, wen nicht das gedrückte Selbstbewußtsein tief bewegen, mit dem der Dichter sich an den Maler Moritz von Schwindt wandte mit der Bitte um eine Illustration zu *Erinna an Sappho*? In den beiden Schlußbänden stehen uns sicher noch Überraschungen aus Mörikes spätester Zeit bevor. Dann erst kann – das wurde in den letzten Jahren schon immer deutlicher – das über alle Maßen schwierige Geschäft der Gedicht-Erschließung und Kommentierung zum Ende kommen. Wie leicht, wie zielbewußt schien da in den ersten Jahren alles zu gelingen! In glänzenden Aufsätzen hatte unser Freund Hans Hennrik Krummacker den Weg bereitet. Mit Leidenschaft und höchster philologischer Kompetenz wurde ans Werk gegangen, und schon der von mir sorgsam bewahrte erste Prospekt der Ausgabe enthielt einen ersten Gedichtkommentar als Kostprobe des Verfahrens. Dann waren es nicht allein die unvermeidlichen Verzögerungen, die eine akademische Laufbahn im Gefolge hat, sondern auch die wachsenden inneren Probleme, die den Abschluß, ja überhaupt das Gelingen einer kritischen Ausgabe in Frage stellten. Die schwierige Überlieferungssituation – über ein halbes Dutzend Sammelhandschriften, mehr als 900 Einzelhandschriften, die frühen Phasen höchst ungleichmäßig belegt, die späteren zusätzlich durch die Drucke und ihre Vorarbeiten dokumentiert – machte nur einen Teil der Probleme aus. Ein diffiziles, für einen glänzenden Philologen aber zu bewältigendes Problem. Zunehmend aber wurde die Erschließung des gemeinsamen Hintergrunds für Leben und Werk in den Briefen zur unabdingbaren Voraussetzung, um das editorisch Erschlossene der Gedichte mit dem Ganzen von Mörikes Existenz zusammenzufügen. Insofern ist es so konsequent wie willkommen, daß heute der erste Band der *Gedichte*, die Sammlung nach der Ausgabe von 1867 enthaltend, auf diesem Tisch ausliegt. Mit den *Gedichten* und dem *Malter Nolten* war der Anfang der Ausgabe gemacht. Mit den Gedichten – nun zum erstenmal vollständig in der Entstehungsgeschichte, in allen Fassungen und allen inneren Problemen dokumentiert wie noch in keiner früheren Ausgabe auch nur in Ansätzen – kommt das großartige Unternehmen dieser historisch-kritischen Gesamtausgabe eines der unstrittig größten Dichter deutscher Sprache zum Ende.

Zwei zierliche Kodizille, wie Jean Paul das genannt hätte, darf ich diesen Stichworten zur hier vorgelegten *Mörrike-Ausgabe* hinzufügen. Das erste betrifft die Edition unmittelbar: Historisch Kritische Ausgaben bergen – viele von uns haben das schmerzlich erfahren – die teuflische Fata Morgana in sich, es bedürfe nur einer letzten Anstrengung, dann würde das übermenschliche Unterfangen zum triumphalen Ende kommen. Fünf Jahre noch, zwei zusätzliche Hilfskräfte, eine günstige Verteilung der Forschungssemester – und alles wäre getan. Immer sind wir diese

fünf Jahre vom Ende entfernt. Und in diesen fünf Jahren liegt ja auch die heimliche Überschreitung der Antragsfrist bei den Geldgebern, die im allgemeinen in einem Rhythmus von zwei Jahren ihre Förderung vergeben. Immer bleiben wir so in der Zielgeraden. Nur irgendwann kommt der Zeitpunkt, wo unserere Erwartungen an diesem Fünf-Jahre-Abstand zuschanden werden. So freut es uns heute, da auf dem langen Leidensweg der *Mörike-Ausgabe* die Briefabteilung unmittelbar vor dem Abschluß steht und die so lange erwarteten Gedichtbände unseres Freundes Hans-Henrik Krummacher zu erscheinen beginnen, daß der neue Prospekt die spätesten Erscheinungstermine der wenigen fehlenden Teile, die nachgetragenen *Lebenszeugnisse* einmal ausgeblendet, auf *drei* Jahre festlegt. Das sieht nach Abschluß aus! Nach Vollendung! Unser Jubilar sieht das gelassen, getragen von unserem Vertrauen in seine Lebens- und Tatkraft. Nur der Laudator muß tapfer gegen die eigene Lebensgeduld ankämpfen!

Ein persönliches Wort zum Schluß., das ist das andere Kodizill. Im Herbst 1959 kam ich zum erstenmal ins Schiller-Nationalmuseum nach Marbach. Ich hatte Eduard Berend, dem wunderbaren Gelehrten und Herausgeber der historisch-kritischen *Jean Paul Ausgabe*, den Bernhard Zeller aus dem Schweizer Exil zurückgeholt hatte, das Manuskript zum Kommentar meines ersten Jean-Paul Bandes geschickt und wartete, während ich vom Bahnhof an der Stadt vorbei nach oben wanderte, bang auf sein Urteil. Damals habe ich den jungen, aber schon in hundert Gremien und Aktivitäten verstrickten Direktor Bernhard Zeller getroffen. Und durch ihn zuerst den Geist Marbachs erfahren, so wie er unter seiner und dann unter Ulrich Otts Leitung wie durch ein Wunder sich bis heute erhalten hat. Die Institution wuchs von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Aber eines blieb gleich, die Begeisterung, die absorbierende Begeisterung für die Dichtung und das Büchermachen, die im Gespräch nach Rang und äußerer Bedeutung des Partners nicht fragt. Wer immer um der Dichtung willen in die Nachlaßbestände eindrang, war dem Haus willkommen. Auf den Spuren nach dem aus Marbach gebürtigen Oberdada Johannes Baader drangen Carl Riha und ich ins Archiv vor, um den Nachlaß zu sichten, den der in einem niederbayrischen Altersheim verschollene Gründer des Berliner Dada dem überraschend zu Vater-Ehren gelangten Marbach hinterlassen hatte. Wenn auch Bernhard Zeller mit unserem Freunde Friedrich Pfäfflin noch so sehr den Kopf schüttelten, warum zwei leidlich seriöse Literaten den Pappkarton wollten, sie saßen doch neugierig daneben und waren bereit, auch diesen aufgedrungenen Besitz mit neuem Interesse wieder ins Regal zu stellen. Eine Leidenschaft für die hier zusammengetragene Literatur, jenseits von Nachlaß und Vorlaß, das war das eine. Die Leidenschaft für das schön Gemachte, für das vollkommene Buch, das war das andere. In Deutschland wird es wenige, vornehm aufgemachte Pressendrucke geben, die an gestalterischer Klugheit, an typographischer Bravour und an verlegerischem Einfallsreichtum mit dem konkurrieren konnten, was Jahr für Jahr, Ausstellung für Ausstellung hier dem breiten Publikum vorgelegt wurde. Ich komme heute, seltener zwar, aber noch immer mit der gleichen Mischung aus Scheu und Begeisterung hierher. Und das Gefühl, lieber Bernhard Zeller, haben Sie mir vor beinahe einem halben Jahrhundert eingepflanzt. Dafür meinen bescheidenen Dank, den ich neben die große *Mörike-Ausgabe* lege.